

Oldenburger Universitätsreden

Nr. 80

Christian Graf von Krockow

**Brücken bauen
und
Vertrauen schaffen**

**Vorträge und Reden
aus Anlaß der Verleihung
der Ehrendoktorwürde
an Christian Graf von Krockow**



VORWORT

Der Fachbereich Sozialwissenschaften der Carl von Ossietzky Universität hat dem Politologen, Publizisten und Schriftsteller Christian Graf von Krockow am 17. Januar 1996 die Ehrendoktorwürde verliehen.

Graf von Krockow ist mit Oldenburg und der Carl von Ossietzky Universität auf vielfältige Weise verbunden. Bereits im Jahre 1960, die Oldenburger Hochschule war noch eine ausschließlich Pädagogische, erhielt er einen Ruf auf die Professur für Politische Bildung, den von Krockow jedoch leider nicht annahm, um in Göttingen bleiben zu können. Von 1971 bis zur Beendigung der Arbeit gehörte von Krockow dem Gründungsausschuß der Universität Oldenburg an. In dem nicht immer unumstrittenen Prozeß der Universitätsgründung hat von Krockow eine zentrale und stabilisierende Funktion wahrgenommen und wesentlich zu einem erfolgreichen Abschluß der Gründungsarbeiten beigetragen.

Mit der Verleihung des Ehrendoktors wurden nicht nur von Krockows hochschulpolitische Verdienste um Oldenburg gewürdigt, sondern vor allem auch seine herausragenden schriftstellerischen und wissenschaftlichen Leistungen - „erbracht in leidenschaftlichem Engagement für eine aufgeklärte demokratische Gesellschaft in Deutschland und für ein von Feindbildern und Ressentiments befreites Zusammenleben der Völker“. Insbesondere hat von Krockow der Versöhnung von Deutschen und Polen mit seinem Werk in einzigartiger Weise geistig den Weg bereitet.

Diesen Aspekt seines Denkens und Wirkens greift von Krockow in seinem Vortrag auf und veranlaßt uns, den hier

versammelten Texten den Titel „Brücken bauen und Vertrauen schaffen“ zu geben.

Gerhard Kraiker befaßt sich in seiner Laudatio mit dem schriftstellerischen und wissenschaftlichen Werk von Krockows, den er als einen ungebrochenen Aufklärer charakterisiert. Dekan Rüdiger Meyenberg zeichnet wichtige Stationen aus von Krockows Arbeit im Gründungsausschuß nach, und Präsident Michael Daxner dankt dem Geehrten im Namen der Universität dafür, daß er den Universitätsangehörigen ein persönliches Vorbild dafür sei, die verliehene Freiheit nicht zu verspielen oder zu zerreden.

Oldenburg, Februar 1996

Prof. Dr. Friedrich W. Busch

CHRISTIAN GRAF VON KROCKOW

Brücken bauen und Vertrauen schaffen

Herr Dekan, Herr Präsident, lieber Herr Kraiker,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Die hohe Auszeichnung, die mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde mir zuteil wird, nehme ich nicht nur mit dem gebührenden Dank, sondern mit großer Bewegung entgegen. Denn sie erscheint mir als das Krönungsgeschenk einer langen und schicksalhaften Verbundenheit mit Oldenburg, mit dieser Universität und mit ihrer Vorgängerin, der Pädagogischen Hochschule.

Um gleich eine Geschichte zu erzählen: Im Jahre 1960, also vor 36 Jahren, besuchte mich der hier hoffentlich unvergessene Wolfgang Schulenberg und sagte: „Ich möchte Sie als Kollegen nach Oldenburg holen.“ Ich war damals Assistent des Soziologischen Seminars zu Göttingen, also hieß meine erste Antwort: „Den soziologischen Lehrstuhl haben Sie doch schon besetzt.“ - „Ja, aber jetzt geht es um politische Bildung, und ihre Arbeiten haben eine Ausrichtung dorthin.“ Das traf zu; ich hielt meinen Probevortrag und wurde nach Oldenburg berufen.

Leider, wahrscheinlich zu meinem Unglück, habe ich diese Berufung nicht angenommen, mit dem Hochmut des Universitäts-Akademikers geschlagen und mit meiner Habilitation beschäftigt. Doch der zuständige Ministerialbeamte, Herr Lekies, gab der Pädagogischen Hochschule in Göttingen den Hinweis: Da ist einer, der in Oldenburg abgelehnt hat, aber bei euch lebt ... Kurzum: Von dem Oldenburger Anstoß her wurde ich auf meinen ersten Lehrstuhl berufen und für die weitere Karriere auf die

Schiene des Politikwissenschaftlers gesetzt, die mir tatsächlich viel zuträglicher war als die eines Soziologen.

Es folgte von 1971 bis 1974 die Mitgliedschaft im Oldenburger Gründungsausschuß. Ein seltsames Unterfangen: nach der damals verordneten „Drittelparität“ gründen fünf Professoren, fünf Assistenten und fünf Studenten eine Universität. Heftige Konflikte wurden mitunter ausgefochten, und nicht wenig Dilettantismus kam da ins Spiel, aber auch und vor allem der Wille, das Gute und Zukunftsweisende zu schaffen.

Bevor es zu spät ist, sollten Herr Meyenberg und ich uns wohl zusammentun, um diesseits offizieller Dokumente die Binnengeschichte des Gründungsausschusses zu erzählen - einschließlich der Max und Moritz-Geschichten, die zu ihr gehören. Bloß als Beispiel: Ab und an verließen Mitglieder den Ausschuß und stilisierten dann - nachträglich - ihren Abgang zum Widerstand gegen angeblich schlimme Tendenzen. Daher erfanden wir beide eine Tradition, die es gar nicht gab: Die Ausscheidenden hatten den Verbleibenden ein festliches Essen auszurichten. Herr Meyenberg suchte das beste und teuerste Restaurant aus, das in oder um Oldenburg zu finden war, und so ließen wir die Abgänger gehörig bluten.

Einigkeit bestand im Gründungsausschuß bald in der Frage der Namengebung als Carl von Ossietzky Universität. Sie alle wissen, welche Widerstände es gab und wie lange es gedauert hat, bis diese Namengebung durchgesetzt werden konnte. Ich möchte jetzt etwas anderes, eher Persönliches erzählen.

Einige Zeit nach dem Abschluß der Gründungsarbeit war ich in einer Duisburger Buchhandlung zur Autorenlesung geladen. Nach dem Ende der Veranstaltung saß ich noch mit dem alten Buchhändler zusammen; die Rede kam auf Oldenburg und die Namengebung, und plötzlich sagte er: „Ich habe damals als Häftling die Baracke mit Ossietzky

geteilt, und ich habe miterlebt, wie schrecklich er mißhandelt wurde.“ Ich bekam dann, hautnah sozusagen, die finsternen Einzelheiten zu hören.

Diese Begegnung mit einem Mithäftling Ossietzkys hat mich nicht mehr losgelassen. Immer wieder bin ich vor die Frage geraten: Wie hättest du dich damals verhalten? Hättest du Charakter bewiesen oder irgendwie versucht, dich zu retten? Davon ausgehend, habe ich schließlich, 1994, den Text zu einem Bildband geschrieben, der unter dem Titel „totenstill“ den Konzentrations- und Vernichtungslagern gewidmet ist. Aber im Grunde ist es aussichtslos, eine Antwort zu finden; wir alle können nur hoffen, daß wir die Probe niemals werden machen müssen und daß - falls sie doch einmal kommt - die Namengebung uns dazu hilft, sie zu bestehen.

Fast mit Bangen näherte ich mich jetzt der Erwiderung auf die Laudatio, die mir zuteil wurde. Vom Einsatz für den Frieden und für die Völkerverständigung war die Rede. Aber nicht nur vor dem Maßstab eines Ossietzky stellt sich die selbstkritische Frage: Was denn habe ich wirklich geleistet? Oder was womöglich versäumt, das ich hätte tun können? Um darauf nicht antworten zu müssen, will ich nur von Erfahrungen berichten, die ich gemacht habe. Vielleicht mögen sie dem einen oder anderen unter den Jüngeren, die hier zuhören, einmal nützlich sein.

Zunächst: Um seinen sei es noch so bescheidenen Beitrag zum Frieden und zur Versöhnung zu leisten, muß man bei der Sache, bei einer Sache bleiben. Denn man braucht einen langen Atem - und ein Mindestmaß an Kenntnissen. Um es boshaft auszudrücken: Nicht selten staune ich über ehemalige Hochschul- oder heutige Schriftstellerkollegen, die im Kampf für das Gute und gegen das Böse wie der Igel dem atemlosen Hasen ständig zurufen, beziehungsweise durch Unterschriften bei Aufrufen bestätigen: „Ich bin schon da!“ Vorgestern Nicaragua, gestern der Golfkrieg, heute die

Islamistin, die einen Preis erhalten soll - und so immer fort. Doch ich befürchte: Wer sich für oder gegen alles einsetzt, erreicht nichts, von der Tatsache abgesehen, daß der eigene Name wieder einmal im politisch korrekten Zusammenhang genannt wird.

Seit langem habe ich mich auf ein einziges Thema beschränkt: die Aussöhnung mit Polen. Das hat seinen biographischen Hintergrund; ich stamme aus dem deutschen Osten, der seit 1945 zum polnischen Westen geworden ist. Darum erzählen manche meiner Bücher von den Gebieten im Osten, zum Beispiel von Pommern oder von Ostpreußen. Diese Bücher entstanden zunächst einmal aus dem Impuls: Ich gönne der Zerstörung ihren Triumph nicht; ich möchte durchs Erzählen bewahren, was einmal war. Allerdings kann ich den Professor für Politische Bildung nicht ganz verleugnen, der ich gewesen bin; ich schmugge ins Erzählen die Botschaften ein, die mir wichtig sind. Wenn ich dann Briefe bekomme - tapfer anonym - mit dem Tenor: „Du Verräter, geh’ doch zu deinen Polen, die dich bezahlen!“ -; dann fühle ich mich bestätigt. Doch es gibt gottlob andere und weit mehr Briefe, die mich ermutigen, wenn es zum Beispiel heißt: „Ich bin eine alte Frau, und nie bin ich über die Vertreibung hinweggekommen. Aber jetzt haben sie mir gesagt, daß wir nicht an uns, an unsere grauen Haare und unsere Verwundungen denken sollen, sondern an die Enkel, damit sie nicht wieder erleiden, was uns geschah. Und ich liebe doch meine Enkel ...“

Geduld, ein langer Atem: Wenn man über Abgründe hinweg Brücken schlagen will, muß man bei den Partnern am anderen Ufer erst einmal Vertrauen gewinnen. Und Vertrauen ist ein kostbares, sehr zerbrechliches Gut. Sehr schnell kann man es zerstören, aber nur langfristig es herstellen.

Die zweite Erfahrung, von der ich reden will, läßt sich in drei Worte fassen: Versöhnung braucht Wahrheit. Wer

verschweigt, was einmal war, und sei es mit der besten Absicht, gelangt auf keinen sicheren Boden. Das Verdrängte schwärt weiter, und irgendwann einmal, natürlich zur Unzeit, wird es aufbrechen wie ein bösartiges Geschwür.

Wir müssen also wissen, daß Auschwitz nicht gegründet wurde, um die Juden zu vernichten - das kam später dazu -, sondern um die polnische Oberschicht auszurotten. Wir müssen wissen, daß die systematischen Vertreibungen nicht 1945, sondern 1939 im sogenannten Warthegau begannen. Wir müssen wissen, daß es den Polen zugedacht war, als eine Sklaven-Unterschicht den siegreichen Herrenmenschen zu dienen.

Umgekehrt müssen die Polen wissen, daß sie 1945 nicht „urpolnisches“ Land zurückgewannen, sondern Gebiete, in denen die Bewohner seit Menschengedenken friedlich gelebt hatten, um nun unter meist unmenschlichen Bedingungen vertrieben zu werden.

Die Wahrheit mag schmerzen, doch wir dürfen sie einander nicht ersparen. Ist es aber möglich, sie zu vermitteln? Ja, ich denke schon. Um wieder von Erfahrungen zu berichten: 1988 erschien mein Buch „Die Stunde der Frauen“. In einer exemplarischen Geschichte wird darin von den Schrecken berichtet, die 1945 über die Menschen im Osten hereinbrachen, von der Rache der Sieger und den Umständen der Vertreibung. Nichts wird ausgespart, weder Mord noch Brand, weder Vergewaltigung noch die Ausplünderung bis buchstäblich aufs letzte Hemd. Auch oder gerade für die Polen enthält das Buch sehr bittere Geschichten. Aber die erste Übersetzung erschien 1990 in Polen; sozusagen am Tatort, in meiner Heimatstadt Stolp, wurde sie der polnischen Öffentlichkeit vorgestellt. Inzwischen sind mehrere Neuauflagen erschienen; davon ausgehend bin ich in Polen zu einem bekannten Autor geworden, und heute möchte man dort das Buch verfilmen.

Wie war, wie ist es möglich? Sehr einfach: In meine Erzählung habe ich kursiv Dokumente eingefügt, die ohne weiteren Kommentar deutlich machen: Das Unheil begann nicht 1945, sondern 1939; es ging von Deutschland aus; es war die Rache für das Erlittene, die dann zurückschlug. Mit anderen Worten: Wir müssen mit der Wahrheit bei uns selbst den Anfang machen; erst damit spielen wir dem Partner eine Chance zu, seinerseits sie anzunehmen. Nur so finden wir zum Dialog, zum Vertrauen und vielleicht zu einem Frieden, der diesen Namen verdient.

Von einer dritten Erfahrung möchte ich sprechen: Auf dem schwierigen Weg zur Versöhnung braucht man Vorbilder oder - altmodisch ausgedrückt - Lehrer. Ich hatte das Glück, einen großen Lehrer zu finden, den aus dem niederländischen Exil zurückgekehrten Philosophen Helmuth Plessner. Doch es gab noch andere, längst verstorbene. Der eine ist der Aufklärer aus Königsberg, Immanuel Kant. Ihm verdanken wir die berühmte Lehrschrift „Zum ewigen Frieden“. Und wir verdanken ihm die Beantwortung der Frage: „Was ist Aufklärung?“ Diese Antwort beginnt mit unsterblichen Sätzen:

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung“.

Fünf Sätze nur, Sätze als Signale zum Aufbruch. Nie zuvor oder seither ist so knapp und so klar gesagt worden, was Aufklärung meint.

Der zweite Lehrer, den ich nennen möchte, auch ein Ostpreuße, ist Johann Gottfried Herder. In seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ hat er die „Sieben Gesinnungen der Großen Friedensfrau“ geschildert, und ich gebe ein Beispiel. Die fünfte Gesinnung handelt vom „Gefühl der Billigkeit gegen andere Nationen“. Es heißt dann:

„Allgemach muß jede Nation es also unangenehm empfinden, wenn eine andre Nation beschimpft oder beleidigt wird; es muß allmählich ein gemeines Gefühl erwachsen, daß jede sich an der Stelle jeder andern fühle. Hassen wird man (dann) den frechen Übertreter fremder Rechte, den Zerstörer fremder Wohlfahrt, den kecken Beleidiger fremder Sitten und Meinungen, den prahlenden Aufdringer seiner eigenen Vorzüge an Völker, die diese nicht begehren. Unter welchem Vorwande jemand über die Grenze tritt, dem Nachbarn als einem Sklaven das Haar abzuscheren, ihm seine Götter aufzuzwingen und ihm dafür seine Nationalheiligtümer in Religion, Kunst, Vorstellungsart und Lebensweise zu entwenden; im Herzen jeder Nation wird er einen Feind finden, der in seinen eigenen Busen blickt und sagt: ‘Wie, wenn mir das geschähe?’ - Wächst dieses Gefühl, so wird unvermerkt eine Allianz aller gebildeten Nationen gegen jede einzelne anmaßende Macht (entstehen).“

Herder lebte im 18. Jahrhundert; von den Schrecken und Abgründen unserer glorreichen Epoche hat er nichts wissen können. Ach, wann werden wir seine Briefe zur Beförderung der Humanität wieder lesen, wann selbst sie schreiben? Wann endlich wird die „Große Friedensfrau“ Gehör finden?

Immerhin, um dies noch hinzuzufügen: In Herders heute polnischer Heimatstadt Mohrungen gibt es ein dem Dichter-Philosophen gewidmetes Museum. Und da kann man auf großen Tafeln in polnischer wie in deutscher Sprache nachlesen, was die Friedensfrau uns zu sagen hat.

Zum Abschluß meiner Rede möchte ich etwas für diese akademische Feier eigentlich Ungehöriges tun. Ich möchte Ihnen ein Märchen vorlesen. Als Entschuldigung läßt sich nur anführen, daß ich seit mehr als einem Vierteljahrhundert kein Hochschullehrer, sondern ein Schriftsteller und daher des akademischen Geistes entwöhnt bin.

Fürs Verständnis vorweg: Den sensiblen jungen Polen in den ehemals deutschen Ostgebieten begegnet immerfort etwas Fremdes, Unbekanntes, Unheimliches. Es steckt in den Straßen, den Häusern - überall. Aber kaum jemand sagt den jungen Leuten, was das ist. Die Erstlesung fand übrigens in einer polnischen Abiturklasse in Masuren statt.

Nun also

*Das Märchen vom großen Sienkiewicz,
dem bösen Bismarck und der ängstlichen Barbara*

Es war einmal ein kleines polnisches Mädchen, das hieß Barbara, und die Stadt, in der es mit seinen Eltern und der Großmutter wohnte, hieß Slupsk.

An jedem Morgen nahm die Großmutter Barbara bei der Hand, brachte sie zum Kindergarten und holte sie am Nachmittag wieder ab. Der Weg von der Wohnung zum Kindergarten führte an einem Sockel aus Stein vorüber, auf dem ein Mann stand, immer derselbe. Nie kam er Barbara recht geheuer vor, und ein wenig fürchtete sie sich vor ihm. Aber eines Tages nahm sie ihren ganzen Mut zusammen, blieb vor dem Mann auf dem Sockel stehen, zeigte mit dem Finger zu ihm hinauf und fragte: „Großmutter, wer ist das?“

„Das ist unser großer Dichter, Henryk Sienkiewicz“, antwortete die Großmutter.

Daß der Mann groß war, konnte Barbara selbst sehen. Groß waren ja schon die Erwachsenen, aber dieser Sienkiewicz war noch größer als sie.

„Warum steht er so stumm und starr da? Warum bewegt er sich nicht?“ fragte Barbara weiter. Sie nahm noch einmal ihren Mut zusammen, kletterte über die Steinstufen an den Sockel heran, stellte sich auf ihre Zehenspitzen und faßte den Mann am Fuß: „Warum ist er so kalt?“

„Du bist nicht klug“, brummte die Großmutter, „das muß doch so sein. Das ist ein Denkmal.“

Leider ging Barbaras Vorrat an Mut jetzt zur Neige, so daß sie nicht weiter zu fragen wagte. Außerdem drängte die Großmutter: „Komm endlich, es wird höchste Zeit!“

Weil ihre Frage ohne Antwort geblieben war, spitzte Barbara die Ohren, als sie etwas später im Gespräch der Eltern zwei Namen hörte: Sienkiewicz und Bismarck. Neugierig mischte sie sich ein: „Sienkiewicz, das ist doch der große Mann auf dem Sockel, nicht wahr? Und wer ist Bismarck?“

„Der hat früher dort gestanden, vor Sienkiewicz. Das war in der anderen Zeit, damals, als unsere Stadt noch nicht Slupsk, sondern Stolp hieß. Aber das verstehst du nicht.“

Diese Erwachsenen! Immer, wenn sie nicht sagen wollen, was man doch wissen muß, heißt es: Das verstehst du nicht. Was bleibt einem da übrig, als sich mit dem eigenen Nachdenken Mühe zu machen, um die Antwort zu finden? Barbara strengte sich an, wie sie nur konnte, sogar nach dem Gute-Nacht-Kuß der Mutter.

Lag sie noch wach oder träumte sie schon? Jedenfalls sah sie auf einmal alles ganz deutlich. Damals, in der anderen Zeit, da hatte der Steinsockel diesem Bismarck gehört, und es hatte ihm darauf gefallen, weil er die vielen Leute beobachten konnte, die vorüber kamen. Ja, er war sehr zufrieden - bis eines Tages der große Sienkiewicz auftauchte. Der trat an den Sockel heran, gab Bismarck einen Schubs, daß er stürzte, kletterte selbst auf den Sockel und sagte: „Ab heute ist das mein Platz, verschwinde!“

Bismarck verschwand, wahrscheinlich in dem dunklen Kellerloch, das sich ein Stück weit hinter dem Sockel auftat. Aber seine Rache war schrecklich. Er sprach einen Fluch, der den Sienkiewicz so kalt, stumm und starr werden ließ, daß er seitdem kein Glied mehr bewegen konnte, nicht einmal die Augen.

Am nächsten Morgen, auf dem Weg zum Kindergarten, schlug Barbara plötzlich das Herz bis zum Halse: Wie, wenn Bismarck noch immer in seinem Loch hockte? Und wenn er gar darauf lauerte, kleine polnische Mädchen mit seinem Fluch zu treffen, um sie kalt, stumm und starr zu machen? Barbara rannte los und so schnell sie konnte an dem gefährlichen Platz vorüber, um nicht erwischt zu werden. Von da an blieb ihr nichts anderes übrig, als an jedem Morgen und jedem Nachmittag hier zu rennen, obwohl die Großmutter schimpfte, die nicht nachkam. Manchmal, wenn sie es geschafft hatte, verschnaufte und wieder Mut faßte, drehte Barbara dann zum Kellerloch hinüber eine lange Nase: „Ätsch, du böser Bismarck!“

Die Jahre vergingen. Aus dem kleinen war ein großes, sehr schönes Mädchen geworden, nach dem die Jungen sich umsahen. Eigentlich, dachte Barbara, sollte ich über meine Kinderängste nun lachen. Aber so recht wollte das nicht gelingen. Ein wenig mußte das Mädchen sich immer noch auf die Lippen beißen und zur Ruhe zwingen, wenn sie am großen Sienkiewicz und dem bösen Bismarck vorüberging.

Dann, zu ihrem fünfzehnten Geburtstag, bekam Barbara von Verwandten in Hamburg ein deutsches Buch geschenkt. Es erzählte von der anderen Zeit, in der Slupsk noch Stolp hieß. Barbara begann die fremde Sprache zu lernen, um das Buch lesen zu können, und allmählich wurde ihr vertraut, was früher gewesen war. Sogar Bismarck sah sich aus seinem dunklen Loch erlöst und kehrte auf den angestammten Platz zurück.

Vor allem lernte Barbara die Menschen kennen, die in Stolp gelebt hatten. Und da endlich vergingen die Ängste. Denn vor

Menschen, die man kennt, muß man keine Angst haben, nicht wahr?

Es bleibt mir jetzt nur, Ihnen allen sehr herzlich zu danken. Mit großer Freude, mit Bewegung nehme ich es an, als Ehrendoktor der Carl von Ossietzky Universität fortan noch mehr als bisher in Oldenburg heimisch zu sein.

GERHARD KRAIKER

Laudatio auf Christian Graf von Krockow

Verehrter Herr von Krockow, verehrte Anwesende!

Lassen Sie mich mit einer kleinen Vorgeschichte beginnen. Als ich mein Redemanuskript schon fast fertig hatte, blätterte ich nochmals in einigen der zahlreichen Bücher von Herrn von Krockow und stieß in einem, dem Ostpreußenbuch, auf die Schilderung einer akademischen Feier anlässlich der Verleihung einer Ehrendoktorwürde. Herr von Krockow spricht an dieser Stelle von der Langweile der akademischen Reden und wie seine Gedanken abschweiften. Sie werden es nachvollziehen können, wenn ich Ihnen sage, daß ich einen Schreck bekam. Wie langweilig war wohl mein Manuskript? Was macht überhaupt akademische Reden oft langweilig? Langatmigkeit und unpersönliche Redeweise vor allem, so fiel mir ein.

Wenn ich also im folgenden den Versuch unternehme, in gebotener Kürze den Politikwissenschaftler und Schriftsteller Christian Graf von Krockow vorzustellen und zu würdigen, dann geschieht dies zwar im Namen des Fachbereichs Sozialwissenschaften der Carl von Ossietzky Universität, aber ich werde mir dennoch erlauben, die Würdigung auch mit einer persönlichen Note zu versehen. Mit dem Persönlichen will ich auch beginnen, und Sie werden sehen, daß es sich auf das Engste mit dem Werk und der Wirkung des zu Ehrenden verbindet.

Bevor ich als Bewerber irgendwann in der Gründungszeit der Universität Herrn von Krockow als Mitglied der Berufungskommission - überrascht, denn ich wußte ja, daß er aus dem Universitätsleben schon ausgeschieden war -

gegenübersaß, war er im Wortsinne mir schon ein guter Bekannter. Erstmals als Autor wahrgenommen hatte ich ihn aufgrund des Hinweises, den mir ein Kommilitone an der Saarbrücker Universität gab. Ich hatte gerade die Hochschulreife mit einem Thema über Martin Heidegger bei Hermann Krings erworben und schockierte im ersten Semester, vermutlich zum wiederholten Male, die versammelten Soziologen, indem ich engagiert die Uneigentlichkeit der gerade diskutierten soziologischen Frage aus der Sicht der Existenzialontologie behauptete. Der besagte Kommilitone, schon älteres Semester, verwies mich nach dem Seminar freundlich auf ein Buch aus der Reihe Göttinger Abhandlungen zur Soziologie, in der Forschungsergebnisse aus der Werkstatt Helmut Plessners im Enke-Verlag veröffentlicht wurden. Da sei Wichtiges über die politischen Implikationen der Heidegger'schen Philosophie gesagt, bedeutete er mir. Es handelte sich um von Krockows Erstling, «Die Entscheidung», in dem er den Deziisionismus bei Heidegger, Ernst Jünger und Carl Schmitt analysiert hat. Das Studium des Buches hatte die beabsichtigte Wirkung: Es klärte mich darüber auf, daß der Deziisionismus das Aporienproblem der Normfindung durch eine inhaltslose Entscheidung an sich, durch Entschlossenheit und Kampf schlechthin auflöst und damit auf höchstem Denkniveau einer subjektiven Willkür das Wort redet. Durch ihn erhielt die auf reiner Willkür gegründete nationalsozialistische Weltanschauung noch bevor sie Herrschaftsideologie wurde eine philosophische Legitimationsbasis. Der über Jahrhunderte mühsam errungene Denkfortschritt, nämlich die Unterscheidung von Ratio und Mythos, von Wissen und Glauben, von Urteil und Ressentiment wurde mit einer, wie von Krockow schreibt, in bürgerlichem Selbsthaß motivierten unverbindlichen Attitüde wieder rückgängig gemacht.

Beim nochmaligen Lesen jetzt stellte ich fest, wie reichhaltig das Werk aus den 50er Jahren schon Prozesse thematisiert,

die erst in den 80er Jahren breitere wissenschaftliche Beachtung fanden: die besonderen deutschen Fluchtwege vor den Ansprüchen der Moderne; die spezifischen Reaktionen auf den Auseinanderfall von sinnhaften Bezügen zwischen der menschlichen Subjekt- und Objektwelt im Zuge des technisch-ökonomischen Fortschritts, heute auch begrifflich als Gegensatz von Lebens- und Systemwelt gefaßt; die Auflösung der Dialektik von Möglichkeit und Wirklichkeit im Geschichtlichen nach der subjektiven oder objektiven Seite hin. Ich glaube, daß Verständnis von Mensch und Geschichte, das von Krockow in dieser Arbeit gegen die «Verabsolutierung der unableitbaren subjektiven Möglichkeit» (Dezisionismus) sowie gegen «die Verabsolutierung der aus allgemeinen Gesetzen deduzierbaren objektiven Notwendigkeit» (dogmatisch-deterministischer Marxismus) setzt, ist ihm bis heute eigen. Es lautet in seinen Worten:

«Geschichtlich ist der Mensch, sofern er zugleich gebunden und ungebunden ist, sofern er das Gegebene ebenso schöpferisch überschreiten kann, wie er andererseits stets an dieses gekettet bleibt, weil gerade der Wille zum radikalen Umsturz des Bestehenden diesem als seinem Gegen-Bilde verhaftet ist und ohne seine Wider-ständigkeit gar nicht entstehen könnte.»
(Ausgabe 1990, S. 152)

Als die Erstauflage des Buches 1958 erfolgte, war seine Veröffentlichung im Rahmen der akademischen Welt der Bundesrepublik durchaus ein nonkonformistischer Akt. Heideggers Philosophie dominierte in großen Teilen der Geisteswissenschaften bis weit in die Theologie hinein, und Carl Schmitt-Epigonen (Ernst Forsthoff, Theodor Maunz, Werner Weber u.a.) beherrschten die Staatsrechtswissenschaft fast vollständig; überdies galt es als hochgradig unfein und störend, frühere Äußerungen eines akademischen Vertreters auf ihre Affinität zum Nationalsozialismus hin zu untersuchen.

Welcher Geist an den Universitäten noch immer herrschte, mag folgendes verdeutlichen: Der Dekan der Philosophischen Fakultät an der Universität Saarbrücken war während meines Studiums ein Historiker, der früher SS-Obersturmbannführer gewesen war. Der dominierende Philosoph, ein katholischer Baron österreichisch-ungarischer Abstammung, eine Gestalt wie Graf Leinsdorf in Robert Musils «Der Mann ohne Eigenschaften», brüllte nach einem Vortrag Theodor W. Adornos - Krings hatte ihn eingeladen - durch die Gänge: «Wer hat mir diese Wildsau in mein Gehege gelassen!»

«Die Entscheidung» ist 1990 erneut aufgelegt worden, was ich um so mehr für angebracht halte, als die drei darin Kritisierten aus verschiedensten, aber allemal höchst problematischen Motiven gegenwärtig wieder als für die Gegenwart interessant empfunden werden.

Auch die zweite große Arbeit von Krockows - ich stieß übrigens auf sie in einem Seminar von Werner Maihofer - nahm einen später breit geführten wissenschaftlichen Diskurs vorweg: Seine «Soziologie des Friedens», entwickelt am aktuellen Thema des Ost-West-Konflikts, 1962 erschienen. Von der institutionalisierten Friedens- und Konfliktforschung war die Bundesrepublik zu diesem Zeitpunkt noch einige Jahre entfernt, und der Autor äußerte denn auch im Vorwort die Besorgnis, das Buch könne in den ideologischen Strudel des Kalten Krieges geraten, in dem «alle geistigen Bemühungen um den Frieden auf ihre Waffenfähigkeit hin gemustert und zum Dienste verpflichtet werden. Das sind für ein wissenschaftliches Vorhaben entmutigende Umstände, scheint doch jede Analyse im voraus durch ihre Standortgebundenheit entwertet und die Sprache selbst, statt verbindend und verbindlich zu sein, ins bloße Überreden entartet. So ist es kaum zu verwundern, wenn die Wissenschaft, wie Hegel formuliert, im unendlich vielen Geschwätze sich schämen möchte, auch noch mitzureden» (S. 7).

Die Intention von Krockows in diesem Werk war, die gesellschaftlichen Bedingungen des Friedens ins Bewußtsein zu rücken, was für ihn zugleich bedeutete, die in der Gegenwart, also Anfang der 60er Jahre, behindernden Bedingungen zu analysieren. Das Resultat der Analyse finde ich auch heute noch so interessant, daß ich es Ihnen - in der kürzesten Form - präsentieren möchte.

Als Voraussetzung der Friedensgewinnung und -erhaltung sieht von Krockow das Zustandekommen von prinzipiell gleichartigen gesellschaftlichen Ordnungen, also seinerzeit die Beseitigung des Systemgegensatzes, der wechselseitig als Bedrohung empfunden wurde. Die Gleichartigkeit könnte sich herstellen, wenn beide Systeme dem materiellen und ideellen Grundgebot der modernen Gesellschaften nachkämen, das Gleichheitsprinzip zu verwirklichen, das aus religiösen Ursprüngen hervorging und in der Moderne eine säkularisierte Form gewonnen hat. Beide Systeme lassen sich indes durch ihre je eigene soziale Klassenstruktur daran hindern; im Westen ist es die Eigentumsverfügung, im Osten die Führungsideologie, die die Klassenstruktur reproduzieren. In beiden Fällen werden Machtprivilegien verteidigt und damit die Entwicklung zu einer sozialen Binnenstruktur blockiert, die nur noch auf Leistung gründet. Eine Fehlform der Gleichartigkeit, so hat von Krockow im Jahre 1968, also in der Anfangsphase der neuen Ostpolitik, in einer Rede gewarnt, könnte sich dadurch herstellen, daß die Machteliten beider Seiten sich untereinander verständigen und die jeweilige Legitimationsbasis unter den Schlagworten «Demokratie» und «Sozialismus» gegenseitig tolerieren.

Es wäre reizvoll, die von von Krockow seinerzeit entfaltenen gesellschaftlichen Bedingungen des Friedens an Problemen der Gegenwart sich bewähren zu lassen, etwa in Verbindung mit den nationalistischen, ethnischen und religiösen Substituten für Gleichheit in einigen östlichen und islamischen Ländern sowie im Westen mit den neuen

Ungleichheiten, die mit Technologisierung und Globalisierung der Produktion sich zunehmend verschärfend entwickeln.

Als Vortragenden zum Thema Frieden, bei eben jener Rede von 1968, sah ich Sie, Herr von Krockow, auch erstmals von Angesicht. Sie referierten in erlauchtem Dozentenkreis bei den Salzburger Humanismus-Gesprächen, die der österreichische Rundfunk alljährlich veranstaltete. Außer Ihnen sprachen u.a. Erich Fromm, Herbert Marcuse, Ernst Fischer, Robert Jungk, Hans-Joachim Morgentau, Friedrich Hacker. Während Fromm und Marcuse, beide bekanntlich einst Mitglieder des «Instituts für Sozialforschung», sehr giftig gegeneinander, sich etwas in der Metafrage verloren, ob menschliche Aggressivität angeboren sei oder nicht, sprachen Sie nüchtern-engagiert unmittelbar zur Sache. Ich wertete Ihren Beitrag schon damals in meinem Tagungsbericht in der «Stuttgarter Zeitung» als eine «beispielhafte soziologische Analyse», was Ihnen zeigt, das meine Wertschätzung Ihrer Arbeit schon älteren Datums ist.

In Salzburg wurden Sie noch als Politikwissenschaftler der Universität des Saarlandes vorgestellt. Es muß eine kurze Zeitspanne gewesen sein, in der Sie dann an die Universität Frankfurt wechselten und schließlich die gesicherte Existenz eines Professordaseins mit der höchst ungesicherten eines freien Schriftstellers vertauschten. Denn eine ungesicherte war es wohl zu Anfang, wie ich mir inzwischen habe sagen lassen. Bei jemanden, dessen Vorfahren einst ein Johann Gottlieb Fichte als Hauslehrer diente, nimmt man allzu leicht das Gegenteil an.

Für den Entschluß weg von der Hochschule hat neben der Befreiung von kruden Pflichten gewiß eine Rolle gespielt, daß von Krockow das Kommunikationsspektrum der Wissenschaft zu eng geworden war. «Wenn ich Bücher schreibe, möchte ich Geschichten erzählen», leitet er sein Ostpreußenbuch ein. Gleichwohl hat er auch als freier

Schriftsteller weiterhin im engeren Sinne fachwissenschaftliche Arbeiten verfaßt, so u.a. seine Studie über Grundpositionen der bürgerlichen Gesellschaft unter dem Titel «Herrschaft und Freiheit», in Pipers Handbuch der Politischen Ideen die Artikel über Edmund Burke und Alexis de Toqcqueville, neben Kant der wohl wichtigste für ihn unter den politischen Klassikern, in der Einführung von Fetscher/Münkler Beiträge über politische Symbole und liberale Demokratie. Auf andere komme ich noch zu sprechen.

Daß es von Krockow als Schriftsteller so erfolgreich gelang, sich einem breiten Publikum mitzuteilen, hat sicher viel mit seiner Prosa zu tun, deren Vorbild im Wissenschaftlichen Sigmund Freud sein könnte, in den erzählerischen Werken Heine und Fontane. In dieser Prosa verbinden sich die aufklärerische und die kommunikative Intention des Autors, in ihr schlägt sich aber auch die Redlichkeit nieder, nicht mehr vorzugeben, als gedanklich zur Klarheit gebracht ist. Zudem kann er Geschichten erzählen; konkret, anschaulich und spannend, stets das Besondere im Allgemeinen und das Allgemeine im Besonderen erhellend, das Gegenwärtige im Historischen und umgekehrt reflektierend.

Auch als freier Schriftsteller ist von Krockow seiner früheren Praxis treu geblieben, brisante politische Themen frühzeitig aufzugreifen. So veröffentlichte er bereits 1970 eine kleine Studie über «Nationalismus als deutsches Problem», in der das Nationenproblem, ganz im Sinne Kants, in den Zusammenhang eines «Patriotismus in weltbürgerlicher Absicht» gestellt wird. von Krockow geht dabei weiter als die meisten Autoren der letzten Zeit, die im Anschluß an Dolf Sternberger von «Verfassungspatriotismus» sprechen, in dem er die Sozialisierung der Machtbefugnisse als unabdingbare gesellschaftliche Voraussetzung für den Patriotismus in weltbürgerlicher Absicht begreift. Sozialisierung der Machtbefugnisse, d. h. die Ausschöpfung demokratischer Potentiale in bislang noch autoritären und

unlegitimiert-elitären gesellschaftlich-staatlichen Bereichen - das ist für von Krockow in dieser Schrift auch der Kerngedanke des Demokratischen Sozialismus.

Die Schwierigkeiten deutschen Selbstverständnisses, in jener Arbeit von 1970 schon Thema, ist auch eines der Hauptthemen von Krockows in den letzten Jahren, am umfassendsten bearbeitet in dem Buch «Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890-1990». In dieser historisch-soziologischen Darstellung bewährt sich der in der «Soziologie des Friedens» entwickelte Grundgedanke, daß die modernen Industriegesellschaften unter dem Diktum stehen, Gleichheit zu verwirklichen, als Paradigma für die Deutung der deutschen Geschichte in den letzten 100 Jahren. Die nationalsozialistische Revolution wird beispielsweise von daher als Konterrevolution nachgewiesen, die Vertreibung und Ausrottung der Juden auch als eine einzigartige symbolische Zerstörung der Möglichkeiten von Freiheit und Gleichheit, die die Aufklärung projiziert hatte.

Die Beachtung der symbolischen Funktionen über Interessenanalysen hinaus, ihre Steigerung bis in den Wahn, dies ist überhaupt eine der Besonderheiten dieses Buches. Es vermittelt auch dem mit der Materie gut Vertrauten gleichsam en passant eine Vielzahl von Einsichten und Korrekturen, wie etwa, um nur eines zu nennen, das mich besonders zum Nachdenken angeregt hat, die Feststellung, daß das schwierige Verhältnis der Deutschen zu sich selbst sich in der besonderen Bedeutung zeige, die Begriffe wie Entfremdung, Unbewußtes, falsches Bewußtsein in Deutschland wie sonst nirgendwo erlangt haben, ja teilweise im deutschen Sprachbereich überhaupt gebildet wurden.

Lassen Sie mich jetzt noch etwas über jene von Krockow'schen Bücher aus den 80er und 90er Jahren sagen, die man fern dem Politischen vermuten könnte, in denen von der Form her auch tatsächlich der Erzähler und nicht der Politikwissenschaftler sich äußert. Ich meine die Reiseberichte von

Pommern, Ostpreußen und Brandenburg, in denen die Beobachtungen und Wahrnehmungen des Hier und Heute gelungen in Verbindung gebracht sind mit Historischem, Literarischem, Anekdotischem, Familiärem, und ich meine das Buch «Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947», in dem von Krockow die Erinnerungen seiner Schwester Libussa Fritz-Krockow aufgezeichnet hat.

Wenn diesen Büchern ein so großer Erfolg beschieden war - einige wurden zu Bestsellern -, dann hat dies seinen Grund gewiß in der angesprochenen Fähigkeit des Autors, zu erzählen, sicher auch in dem, worüber erzählt wird, vielleicht aber auch, so darf man hoffen, in der Bereitschaft, das Thema des ehemaligen deutschen Ostens und des Leidens seiner Bevölkerung bei Kriegsende mit neuem Bewußtsein anzugehen, angeregt durch einen selbst Betroffenen.

Wie ist angemessen über ein Leid zu sprechen, das aus anderen zugefügtem Leid hervorgegangen ist, ohne daß der einzelne seinen Anteil an dem Ursächlichen zu erkennen vermag? Wie ist der Zirkel gegenseitiger Leidaufrechnung und gegenseitiger Bedrohung oder doch zumindest gegenseitigen Ressentiments zu durchbrechen?

Ich glaube, von Krockow hat einen Weg gefunden, auf dem die Aussöhnung zwischen Polen und Deutschen, Russen und Deutschen, sowie die Versöhnung der Vertriebenen mit ihrer besonderen Folgelast des Krieges - über intakte äußere Beziehungen hinaus - auch im Inneren der Menschen verankert werden könnte. Es ist im Grunde der Weg, den die Psychoanalyse zur Befreiung von individualgeschichtlichen Lasten entwickelt hat: den Weg des genauen Erinnerns bis in die Anfänge, das radikale Zur-Sprache-bringen dessen, was gewesen ist und unheilvoll verborgen in der Gegenwart weiterwest, schließlich das Lebenlernen mit dem Unabänderlichen.

In «Die Stunde der Frauen» wird sehr eindringlich die rohe Gewalt des ersten Siegesrausches der sowjetischen Soldaten

und dann der Polen als Besetzer als persönliches Erleben geschildert, jedoch die aufkommende Empörung des Lesers, gar das Gefühl des großen Unrechts, wird immer wieder ebenso eindringlich gebrochen durch eingefügte Texte, die drastisch die deutschen Taten und die noch darüber hinausgehenden deutschen Absichten gegenüber Russen, Polen und Juden in Erinnerung rufen. Das ist nicht Aufrechnung, sondern Bewußtmachung eines Gewalt- und Schuldzusammenhangs, über dessen Verursachung kein Zweifel gelassen wird.

Übrigens ist einer der ganz Wenigen - Sie selbst, Herr von Krockow, nennen in diesem Zusammenhang mehrmals Günter Grass -, die diesen Weg der Verarbeitung auch beschritten haben, unser früh verstorbener Kollege Erhart Lucas-Busemann, nachzulesen in dem posthum 1994 veröffentlichten Buch «So fielen Königsberg und Breslau».

Vermutlich angeregt durch die zahlreichen, meist zustimmenden Leserbriefe, die von Krockow zu den Büchern über die ehemaligen deutschen Ostgebiete erhielt, hat er 1989 seine «Erfahrungen mit einem deutschen Thema», nämlich dem Thema «Heimat», noch einmal gesondert dargelegt. Es gelingt ihm darin tatsächlich, das Verständnis von Heimat von jenen Tümeleien und Idyllisierungen freizuschaukeln, mit denen der Begriff insbesondere in Deutschland im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts übermäßig befrachtet wurde und ihn wieder in den Kontext weltbürgerlicher Humanität zu bringen, den er in der großen europäischen Literatur - man denke nur an Dickens, Heine, Proust, Joyce - immer schon hatte. «Denn daß im Namen der Heimat», so schreibt von Krockow, «Haß gesät wurde wider die Urbanität der Lebensform, wider Toleranz und Weltoffenheit, das ist keine Behauptung oder Erfindung. Es ist die uns bitter eingebrannte Erfahrung. Mit dieser Aussaat des Hasses begann die Gewalt, an deren Ende die Vertreibung stand - die im Ansturm der Rache verbrannte und verlorene Heimat» («Heimat», 1992, S. 74).

Heimat ist für von Krockow kein geschichtliches oder rechtliches Abstraktum, kein Ort biologischer Abstammung, sondern etwas im Gegenwärtigen Konkretes, die Erinnerung an den Ort der prägenden Erlebnisse in der Kindheit, an den Ort des subjektiv Bedeutsamen, das sich zwischen den Generationen im Erzählen und in der Literatur vermittelt. Zum Thema wird sie erst, wenn sie ihre Selbstverständlichkeit verloren hat und die Suche nach dem Verlorenen einsetzt. Wer bei von Krockow über seine Orte der Kindheit Rumske, Stolp in Pommern liest, denkt unwillkürlich an Proust's Combray. In diesem Sinne bringt von Krockow Heimat auch in Zusammenhang mit all den Migrations- und Emigrationsbewegungen, die Industrialisierung, Kriege, rassistische Verfolgungen im Verlauf der letzten 150 Jahre so reichlich hervorgebracht haben und noch immer bringen. - Es ist gut, daß er neben Dezisionismus, Friedenssoziologie, Brüche der deutschen Geschichte, unser Verhältnis zu den Menschen des Ostens sich auch dieses Themas angenommen hat, das von engagierten Aufklärern meist gemieden wird.

Daß von Krockow im Zuge der Remythisierungen und des Postmodernismus auf der Seite der Aufklärer geblieben ist, hat ihm kürzlich Werner Weidenfeld in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung anläßlich der Besprechung von Krockow's Buch «Vom deutschen Mythos. Rückblick und Ausblick» bestätigt, wenngleich polemisch. von Krockow's Warnung vor neuen Feindbildern und Remythisierungen nach der deutschen Einigung stellt Weidenfeld die Behauptung gegenüber, nicht alles Mythische führe in die Katastrophe, und der Mythos sei ein unauflösbarer Bestandteil alles Politischen. Er ist es in der Tat immer wieder, aber ebenso gilt es, ihn immer erneut zu entzaubern in dem Sinne, wie von Krockow es so beispielhaft tut.

Ich hoffe, meine Laudatio hat deutlich werden lassen: Die Carl von Ossietzky Universität verleiht Christian Graf von Krockow die Ehrendoktorwürde, für die Universität wird es

in Zukunft eine Ehre sein, ihn zu ihren Doktoranden zählen zu dürfen.

RÜDIGER MEYENBERG

Christian Graf von Krockows Beziehungen zu Oldenburg und seine Verdienste beim Aufbau der Universität

Herr Präsident Daxner, Herr Vizepräsident Grubitzsch,
Frau Vizepräsidentin Grieb,
Herr Kanzler von Fircks,
liebe Kolleginnen und Kollegen!

Ich darf Sie hier in den Räumen der Carl von Ossietzky Universität recht herzlich begrüßen; ich freue mich, daß Sie der Einladung des Fachbereiches Sozialwissenschaften so zahlreich gefolgt sind. Immerhin gibt es ja auch einen guten Grund, sich hier und heute am 17. Januar 1996 einzufinden. Unser Fachbereich will einen verdienten Menschen, einen Freund dieser Universität ehren.

Meine Damen und Herren, ich begrüße sehr herzlich Prof. Dr. Christian Graf von Krockow, der heute mit seinem Sohn Alexander zu uns gekommen ist. Lieber Graf, ich glaube, Sie wissen, welche Ehre es für mich bedeutet, Sie hier heute auszuzeichnen, und wie ich mich darüber freue, daß ich zusammen mit der Universität diesen Festakt ausrichten darf.

Als mein Kollege Heinz-Dieter Loeber vor ein paar Monaten auf mich zukam und daran erinnerte, daß sich in diesen Tagen die Wiederkehr der Konstituierung des Gründungsausschusses für die Universität Oldenburg zum 25. Male jähren würde, und es sinnvoll sei, über eine Ehrung eines verdienten Mitgliedes des GA nachzudenken, kamen wir sehr schnell auf den Grafen zu sprechen. Ich griff die Idee, ihn mit einem Ehrendokortitel zu würdigen, schnell auf - Gremien des Fachbereiches wurden damit befaßt, der Präsident informiert, die Verwaltung engagiert - alle sprachen sich einhellig für diese Absicht aus; heute nun soll

das Ergebnis unserer Bemühungen feierlich realisiert werden. Ich möchte jetzt schon jenen danken, die diesen Festakt ermöglicht haben, insbesondere den Mitgliedern der Kommission für die Verleihung eines Dr. h.c. im Fachbereich Stefan Müller-Doohm, Gerhard Kraiker, Heinz-Dieter Loeber sowie die Mitarbeiterinnen des Dekanats, hier insbesondere Frau Christine Meier; aber auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Präsidialamtes und der Pressestelle sei hier gedankt.

Meine Damen und Herren,
ich freue mich heute auch, daß an diesem Festakt nicht nur Kolleginnen und Kollegen des Fachbereiches und der übrigen Universität teilnehmen, sondern daß sich auch eine Reihe von Funktionsträgern aus Politik, Kultur und Wirtschaft eingefunden haben, wobei sich die Bundestags- und Landtagsabgeordneten heute wegen wichtigen Plenarsitzungen in Bonn und Hannover entschuldigt haben; dennoch kann ich hier sehr herzlich begrüßen: den Landrat des Landkreises Ammerlandes Horst Bühring und Frau Bühring; den Gemeindedirektor der Gemeinde Bad Zwischenahn Helmut Boelsen; den Vorsitzenden der Universitätsgesellschaft, Herrn Waskönig; den Geschäftsführer der IHK Herrn Dr. König.
Seien Sie uns allen in diesen Räumen recht herzlich willkommen!

Ich hatte schon erwähnt, daß sich in diesen Tagen vor 25 Jahren, nämlich am 17. Februar 1971, der Gründungsausschuß für die Universität Oldenburg konstituierte. Der GA war zunächst drittelparitätisch zusammengesetzt (15 Mitglieder: davon 5 Angehörige der Professorengruppe, 5 Angehörige der Gruppe der Wissenschaftlichen Mitarbeiter und 5 Angehörige der Studentenschaft), halbpäritätisch (PHN, Abteilung Oldenburg (6) einerseits und (7) übrige Nds. Universitäten andererseits) und dann noch 2 Vertreter der Fachhochschule Oldenburg (ein Hochschullehrer und ein studentischer Vertreter).

Diesem Gremium gehörten namentlich an als Vertreter der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen:

In der Gruppe der Hochschullehrer die Professoren Dr. Rainer Krüger und Dr. Hermann Helmers; in der Gruppe der Wissenschaftlichen Mitarbeiter Gerd Vonderach und Harro Müller-Michaelis und als studentische Mitglieder Harald Werner und Rüdiger Meyenberg.

Die Universitäten waren vertreten in der Gruppe der Hochschullehrer durch die Professoren Dr. Ernst Henze und Dr. Christian Graf von Krockow; in der Gruppe der Wissenschaftlichen Mitarbeiter durch Dr. Hans-Peter Riesche (zugleich Vorsitzender der Kommission), Bodo von Borries, und Jürgen Rosemann; als studentische Mitglieder wirkten mit Hans Henning Adler und Detlef Roßmann.

Aus der Fachhochschule Oldenburg wirkten in der Gründungskommission mit Professor Jürgen Meinrenken und der Student Wolfgang Latendorf.

Dann hatte das Bundesverfassungsgericht im Mai 1973 festgestellt, daß das Vorschaltgesetz vom Oktober 1971, in dem auch die Paritäten der Selbstverwaltungsgremien, und eben auch die des Gründungsausschusses (GA) geregelt worden waren, verfassungswidrig ist. Damit mußte auch der GA neu zusammengesetzt werden. Die neuen Paritäten waren jetzt 10: 5: 5: 2.

Sie merken schon, meine Damen und Herren, daß der GA, unter anderem auch durch solche Einlassungen, einer enormen personellen Fluktuation ausgesetzt war.

Dem GA gehörten in der Zeit vom 17.2.1971 bis 28.2.1974 mit unterschiedlicher Dauer weiter an:

Dieter Müller, Werner Heise, Rudolf Lengert, Wolfgang Rudzio, Irene Pieper-Seier, Dieter Schuller, Wolfgang Promies, Jürgen Weißbach (zeitweise als Vorsitzender), Wolfgang Günter, Heinz-Dieter Loeber, Rolf Eilers, Aart Pabst, Helga Wilhelmer, Günter Schütte.

Die meisten von Ihnen sind unter uns; auch ihnen rufe ich ein herzlich willkommen zu.

Immerhin blieben von den am Anfang berufenen 15 Mitglieder 9 Personen im Oldenburger Gründungsausschuß bis zur Beendigung der Arbeit, also bis zum 28. Februar 1974:

Rainer Krüger, Hermann Helmers, Hans-Peter Riesche, Jürgen Rosemann, Detlef Roßmann, Harald Werner, Hans-Henning Adler, meine Wenigkeit, und natürlich der Graf, der im übrigen eine besondere Rolle im GA eingenommen hatte.

Bevor ich hierauf gleich eingehe, möchte ich noch eine Person besonders begrüßen, ohne die der Gründungsprozeß und diese Universität in dieser Form nicht gelungen wäre. Ich heiße willkommen den damaligen Staatssekretär für Hochschulfragen im Kultusministerium, späteren Wissenschaftsminister in Niedersachsen und ehemaligen Hamburger Schulsenator Prof. Dr. Joist Grolle. Und ich sehe in unseren Reihen den damaligen Wirtschaftsminister Erich Küpker, den ich ebenfalls herzlich begrüße.

„Keine Liebe auf den ersten Blick“, „Es dauerte, ehe die Oldenburger ihre Universität akzeptierten“, so schrieb Rainer Rheude am 20. Oktober 1995 in einer Beilage der NWZ aus Anlaß des 650. Jubiläums der Stadt Oldenburg.

Ja, es dauerte bis sich der Reformwille des Gründungsausschusses durchsetzte, und er war von schweren Kämpfen begleitet. So waren die Austritte einiger GA-Mitglieder nicht selten auch politisch motiviert, was der damalige NWZ-Redakteur, der Gründungschronist Bodo Schulte denn auch gierig aufgriff und der Öffentlichkeit mitteilte.

Als Ernst Henze Rektor an der TU Braunschweig wurde, attestierte er dem GA „Kaderpolitik“, die Hermann Helmers mit dem Hinweis kommentierte, der Begriff „Kaderpolitik“ ist insofern zutreffend, als tatsächlich der

Gründungsausschuß einen Kader von Persönlichkeiten brauchte, die bereit waren, eine Reformuniversität aufzubauen.

Und als Dieter Müller den GA verließ, weil nach seiner Meinung die Planungskommission Mathematik/Naturwissenschaften „ideologische Kategorien“ höher veranschlagte als „sachliche Qualifikation“, da sah sich auch der Graf zu einer Stellungnahme veranlaßt, aus der ich kurz zitierte möchte:

„Die Mitglieder des GA repräsentieren ein breites politisches Meinungsspektrum. Dies schließt Sachlichkeit nicht aus, sondern ein. Diskussionen mögen oft langwierig und mühevoll sein - nicht anders als dies in alten Ordinarien fakultäten der Fall war, aber im Gegensatz zu den derzeitigen Verhältnissen in vielen Entscheidungsgremien älterer Universitäten gibt es keine Stellungskriege in festgefahrenen Fronten. Abstimmungen erfolgen durchweg in wechselnder Zusammensetzung quer durch die Stände der Hochschullehrer, Assistenten und Studenten.

Der Sachverhalt dürfte zurückzuführen sein auf die Einigkeit in dem Reformwillen, neue Organisationsstrukturen und Studienwege zu entwickeln. Nur wer Reformen schlechthin verwirft, kann dies kurzweg mit „Ideologie“ gleichsetzen.“

In dem Prozeß der Universitätsgründung haben Sie, Herr von Krockow, eine zentrale und stabilisierende Funktion wahrgenommen. Nicht nur im eben beschriebenen konfliktreichen Verhältnis nach außen, sondern auch in den internen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Interessen und auch innerhalb des Gründungsausschusses. Ihre enge Vertrautheit mit der Leistungsfähigkeit des Bildungskonzeptes der tradierten deutschen Universität, zu der das Bewußtsein ihres eklatanten Versagens während der Zeit des Nationalsozialismus' unabdingbar gehört, aber auch die Kenntnis der Anachronismen ihrer internen Verfassung in den 50er und 60er Jahren - so wie sie in den auf die Universität bezogenen bildungssoziologischen

Untersuchungen der Gruppe um Ihren akademischen Lehrer Helmuth Plessner herausgearbeitet worden waren - konnten den Bezugspunkt für die Beteiligung am Prozeß der Neugründung einer Universität bilden.

Zudem boten wohl auch ihre eigenen Erfahrungen mit Versuchen zur Reformierung der Universität gegen Ende der 60er Jahre und die Erfahrungen mit den Hinter- und Abgründen der Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse der alten Universitäten Anlaß zur Mitarbeit an einem solchen Projekt.

Eine kleine, 1969 erschienene Schrift von Ihnen über Sozialwissenschaften, Lehrerbildung und Schule „Plädoyer für eine neue Bildungskonzeption“ - ursprünglich wohl als Gutachten für den Deutschen Bildungsrat gedacht - umreißt in nuce Ihre Position im Hinblick auf das Aufgabenverständnis einer reformierten Universität.

„Gebildet ist, wer die gesellschaftliche Relevanz seines Tuns (oder Unterlassens) kritisch zu reflektieren vermag und von dieser Reflexion her sein Handeln als sozial verantwortlich bestimmt ... Diese Formel besagt für die Forschung, daß sie nicht länger blind sein darf gegenüber den sozialökonomischen und politischen Folgen, die aus der Anwendung ihrer Ergebnisse resultieren. Entsprechend gilt für Lehrer, daß sie ihre Wirkung auf die Gesellschaft hin durchdenken müssen ...“, so von Krockow 1969.

Meine Damen und Herren, einer solchen explizit gesellschaftsbezogenen Bildungskonzeption, die den Sozialwissenschaften zentrale Bedeutung beimaß, verdankt unser Fachbereich seinen breiten Ausbau und seine Bedeutung als größter Fachbereich der Universität Oldenburg.

Aber bei aller Übereinstimmung mit den Verfechtern einer sozialkritischen-gesellschaftsbezogenen Universitätsreform und bei allem Verständnis für die Wurzeln des Protestes, haben Sie Ihre Skepsis und Distanz gegenüber jenen

artikuliert, die im Bereich der Sozialwissenschaften nicht kritische Aufklärung, sondern Heilsgewißheiten suchten. Als „antibürgerliche Bürgerlichkeit“, als „Wiederholungszwang des Selbsthasses“ jenes Bürgertums, dem in Deutschland die Durchsetzung angemessener gesellschaftlicher Formen und eines entsprechenden Selbstbewußtseins mißriet, haben Sie das Auftreten der „jungen Rebellen“ polemisch zugespitzt gekennzeichnet, um darauf aufmerksam zu machen, daß hier nicht ein zuviel, sondern ein zuwenig an sozialwissenschaftlich fundierter Bildung vorliege.

Sie selbst haben sich seinerzeit als „Wert-Konservativer“ bezeichnet, der wisse, daß man aus einer solchen Position *Reformer* sein müsse. Ihre wichtige, stabilisierende, unterstützende und relativierende Funktion im sicherlich umstrittenen Gründungsprozeß erklärt sich auch von daher. Sie ermöglichte verständnisvolle und gewichtige Interpretation der Absichten und entstehender Strukturen nach außen, und ermöglichte nach innen gegenüber den Aufgeregtheiten und Konflikten alltäglicher Entscheidungsprozesse gelassene Distanz, oft Humor, manchmal auch kräftige Ironie.

Dafür ein Beispiel: Ich zitiere aus einem wichtigen Gutachten, das der Graf für einen Bewerber auf eine Hochschullehrerstelle H3 „Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Freizeitsport, unter besonderer Berücksichtigung des Kommunikationsbadens“ erstellt:

„Die Bewerbung des Dr. W. möchte ich begrüßen und nachdrücklich unterstützen.

1. Dr. W. hat bereits im Jahre 1970 promoviert und seither selbständige Lehrveranstaltungen durchgeführt. Seine formalwissenschaftliche Qualifikation als Hochschullehrer erreicht damit nicht nur, sondern übersteigt die Reformerfordernisse sogar für H 4-Professuren, obwohl es sich im gegebenen Falle nur um eine H 3-Stelle handelt.

2. *Die aus der Überqualifikation etwa abzuleitende Befürchtung, es handle sich um einen der Gelehrsamkeit verfallenen bürgerlichen Wissenschaftler, erweist sich als unbegründet.*
3. *Daß gerade ein Theologe für die bezeichnete Stelle speziell qualifiziert ist, dürfte auf der Hand liegen und eigentlich keiner weiteren Begründung bedürfen. Für diejenigen, die womöglich noch überholte Vorstellungen internalisiert haben, sei hinzugefügt: Damit noch immer herrschende repressiv-kapitalistische sportliche Leistungsideologien systemverändernd hinterfragt werden können, bedarf es des missionarischen Eifers und Kanzelrednerischer Salbung. Hierfür bringt Dr. W. als Theologe - wohlgemerkt: nicht ein unierter, lutherischer oder katholischer, sondern reformierter Theologe! - optimale Voraussetzungen mit.
Im übrigen: Entgegen dem bürgerlichen Wissenschaftsverständnis, welches angeblich von Tatsachen ausgeht - es gehört zu den überzeugenden Leistungen der neueren Soziolinguistik, den faschistoiden Gehalt des Begriffs „Tat-Sachen“ entlarvt zu haben -, entgegen diesem liberalen Popanz gehört es bekanntlich zum Wesen kritisch-emanzipatorischer Reformwissenschaft, sich von Klassikerzitate tragen zu lassen. In diesem Falle sind angesichts der besonderen Stellendenomination anzuführen Johannesevangelium 3,5 und Epheserbrief 5,26, um nur zwei der einschlägigen Stellen zu nennen.*
4. *Der Gutachter hat den Bewerber der (ehem.) PHN Abt. Oldenburg getestet und festgestellt, daß ein sportives Leistungssyndrom nicht vorhanden ist. Von einem Schwimmstil kann man bei Dr. W. nicht sprechen, sondern einzig von kommunikationsfördernder Stillosigkeit; im leistungsbürgerlichen Schwimmjargon: W. schwimmt überhaupt nicht, sondern er geht baden.“*

Meine Damen und Herren, ich komme auf den Anlaß unserer Feier zurück. Wir wollen heute neben seinen wissenschaftlichen und publizistischen Leistungen auch einen Mann ehren, der sich große Verdienste um die Gründung dieser Universität erworben hat. Wir schulden Christian Graf von Krockow Dank für seine richtungsweisende und selbstlose Arbeit in der Gründungsphase; er ist ein Freund dieser Universität geworden, dem wir hohen Respekt und Anerkennung zollen.

Ihnen verehrte Gäste, nochmals Dank für Ihr Erscheinen und alles Gute für den heutigen Nachmittag. Ga je god!

MICHAEL DAXNER

Grußwort

*zur Verleihung des Doktor honoris causa rerum
politicarum an*

Prof. Dr. Christian Graf von Krockow

16.1.1996

Sehr geehrter Herr Dekan,
verehrter Herr Kollege von Krockow,
meine Damen und Herrn!

Der Fachbereich Sozialwissenschaften hat mit Ihrer Würdigung als Doctor honoris causa der Politischen Wissenschaften sich eine Ehre und der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mehr als nur große Freude bereitet. Und Sie haben uns alle durch die Annahme dieser Würde geehrt. Dafür danke ich Ihnen. Ich danke Ihnen auch dafür, daß Ihr Vorschlag, das VG (als erster Neubau nach der PH, heute als ältester Gründungs-Bau kostenaufwendig renoviert,) nicht einem Sprengmeisterkurs ausgesetzt wurde, wie Sie in einer berechtigten ästhetischen Aufwallung vorgeschlagen hatten....

Sie nehmen für uns Gestalt an als bedeutender Wissenschaftler, Friedensforscher, Kritiker und - als Universitätsgründer. Ihre Handschrift im Gründungsausschuß und seinem Gefolge ist uns erhalten geblieben, eingeschrieben die Vorstellungen, die wir mit unserer Reformuniversität bis heute verbinden und in Zukunft erhalten wollen. Dies ist ebenso zu würdigen wie die besondere Beziehung Ihres Schaffens zum Fachbereich und der wissenschaftlichen Disziplin, in der und für die Sie

geehrt werden. Lassen Sie mich als Präsident der Universität für diese Hochschule einige Gedanken vorbringen, die über das Fach und seine Institution hinausgehen.

In Ihren Arbeiten, Herr Kollege von Krockow, finden sich immer wieder explizite Hinweise auf die Funktion der Universitäten im Prozeß gesellschaftspolitischer Entwicklungen, so auch zusammenfassend im „Scheiterhaufen - Größe und Elend des deutschen Geistes“ betitelten Band von 1993. Die Lektüre lohnt, zumal in einer Zeit, da die Zentralität der Institution Hochschule nicht einmal mehr für Studierende, schon gar nicht für die Wissenschaft als ganze, einschließlich der Forschung also, unbezweifelt bleibt. Was das für die Biographien bedeutet, kann nur ermessen, wer den Gründungselan der großen Aufbauwelle der 70er Jahre erinnert, als zwar keine großen Illusionen über die Tragweite der akademischen Beeinflussung der Welt mehr vorherrschten, aber immerhin die Gewißheit, daß es eines ständig sich reformierenden Ortes bedurfte, an dem die Gesellschaft sich selber denkt und kritisch erfährt. So lesen sich die Gründungsdokumente von Oldenburg auch vernünftig, selbst in ihrem Pathos, weil für Ironie angesichts der Geschichte dieser im Kern gesunden deutschen Universität wahrlich wenig Platz war: so selten, und deshalb als Ausnahme kostbar, im deutschen Geistestempel hat sich Intellektualität mit Zivilcourage verbunden. Der Widerstand des ständig beleidigten Professoriats gegen jede Form von Politisierung, die sich kenntlich macht, hat ja mehrmals in diesem Jahrhundert zur Politisierung der Universität geführt, derart, daß sie nicht mehr erkennbar war als Ort, dem man gerne die kritische Zukunft der nächsten Generation anvertrauen konnte. Ihre Zivilcourage, Herr Kollege, in der Friedensdiskussion und für Europa, gegen die Heroen des deutschen Konservatismus und für den lebendigen Geist an der Universität, ist eine Hoffnungsmarke in der Geschichte der Nachkriegshochschulen. Und also heute lebendig zu übernehmen und nicht einfach ehrend hinzunehmen. Wenn

Sie mit Recht anmerken, wie gering die Rolle der DDR-Universitäten bei der Vorbereitung der Verweigerung gegenüber dem dortigen Regime war, dann ist das auch eine Warnung an uns: Jede Form der passiven Unterwerfung unter die Sachzwänge ist auch nicht besser als die wohlfeil gezeigten Anbiederungen an jeden Zeitgeist und seine Moden.

Ihre persönliche Geschichte, als Familiengeschichte und als die eines Deutschen, der sein Land liebt, hat Sie zu einem Menschen gemacht, der die seltene Gabe der Verständigung besitzt, ohne vorschnelle Versöhnungsangebote zu machen. Sie sagen anlässlich der Lucas-Preisverleihung 1994: „Wo es ums sehr Persönliche geht, muß man auch persönlich sprechen, um die Menschen zu erreichen“. Das ist ein Anklang an jene Forderung nach Ver-Öffentlichung des Privaten, die damals, als diese Universität gegründet wurde, sicher oft übertrieben die Aufhebung jenes Privaten bezweckte, mit dem Effekt, daß heute fast alles, was res publica, öffentliche Sache ist, nur mehr in privater Darreichungsform akzeptiert wird. Dem widerstehen zu können, bedarf es auch der persönlichen Vorbilder, und ich nehme jedenfalls für mich in Anspruch, in dieser Haltung unseres Ehrendoktors Christian Graf von Krockow ein Vorbild für die Mitglieder der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg zu sehen. Der Mühen dazu wollen wir uns wohl unterziehen, und wir danken Ihnen für diese Mühe, die auch die eines Landes ist, dem doch noch die Möglichkeit einer Zukunft mit anderen Menschen und Ländern geschenkt wurde. Levinas sagt zuletzt: „Der Anfang der Freiheit ist noch nicht die Freiheit selbst“, und Sie gehören zu denen, die uns helfen, diesen Anfang nicht zu verspielen oder zu zerreden. Ich danken Ihnen im Namen unserer, Ihrer Universität.

Die Autoren

MICHAEL DAXNER (1947)

Dr. phil., Dr. h.c., Universitätsprofessor, Präsident der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg seit 1986.

Studien an den Universitäten Wien und Freiburg/Brsg.; 1972 Promotion zum Dr. phil. 1971 bis 1974 Arbeit im Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Kommission für Hochschulplanung beim BMWF. Vertreter bei OECD-CERI Projekt (Paris) und bei EUDISED (Europarat, Straßburg). Ernennung zum Professor für Hochschuldidaktik an der Universität Osnabrück. 1983 bis 1984 Forschungsaufenthalte in den USA; 1985 bis 1986 Dekan des Fachbereichs Erziehung und Kulturwissenschaften der Universität Osnabrück. Zur Zeit wissenschaftlicher Vertreter im CC-HER des Europarates, Mitglied des Senats der Niedersachsenstiftung und des Kuratoriums der Akademie Wissenschaft und Gesellschaft.

Veröffentlichungen zu Fragen der Hochschuldidaktik, Hochschulpolitik und zu Jüdischen Studien.

CHRISTIAN GRAF VON KROCKOW (1927)

Politologe, Publizist und freier Schriftsteller

Geboren in Rumbske, Kreis Stolp in Pommern.

Studium 1947 bis 1954 in Göttingen und Durham/England; 1954 Promotion zum Dr. phil.

Von 1961 bis 1969 Professor für Politikwissenschaft in Göttingen, Saarbrücken und Frankfurt am Main.

Seit 1969 freier Schriftsteller, wohnhaft in Göttingen.

1981 Honorarprofessor der Universität Göttingen. Im Studienjahr 1982/1983 „fellow“ am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

GERHARD KRAIKER (1937)

Dr. rer. pol. Professor für Politikwissenschaft an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Mit 14 Jahren Beginn einer kaufmännischen Lehre; insgesamt 9 Jahre in der Wirtschaft tätig. Hochschulreife an der Universität des Saarlandes im Fach Philosophie.

Studium der Philosophie, Soziologie, Politikwissenschaft und Psychoanalyse an den Universitäten Saarbrücken, Frankfurt/ M., Marburg, Gießen. Von 1967 bis 1974 an der Universität Gießen wissenschaftlicher Assistent und Dozent für Politikwissenschaft. 1974 Berufung an die Universität Oldenburg.

Veröffentlichungen zur Entstehungsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, zur Reform des § 218, zur politischen Ideengeschichte, zu Carl von Ossietzky. Mitherausgeber der Sämtlichen Schriften Carl von Ossietzkys und Kurt Tucholskys.

Wissenschaftlicher Leiter des Fritz-Küster-Archivs für die Geschichte der Friedensbewegung.

RÜDIGER MEYENBERG (1943)

Dr. rer. pol., Professor für Didaktik der Sozialwissenschaften an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg; Dekan des Fachbereiches Sozialwissenschaften

Von 1967 bis 1970 Lehramtsstudium in Hannover und Oldenburg. Von 1970 bis 1974 Lehrer an Grund- und Hauptschulen. Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Oldenburg 1974 bis 1981.

Promotion zum Dr. rer. pol. im Jahre 1976. Habilitation 1986. Akademischer Rat und Privatdozent und seit 1990 Professor für Didaktik der Sozialwissenschaften.

Forschungen zum Europäischen Integrationsprozeß sowie zur Sucht- und Drogenprävention.

Vorsitzender der Sektion „Drug Education“ der WHO-Organisation „International Council on Alcohol and Additions (ICAA) in Lausanne (Schweiz). In dieser Funktion an mehreren inner- und außereuropäischen Universitäten Vorlesungen und Vorträge gehalten sowie zahlreiche Aufsätze und Bücher publiziert.